

## Prolog

»Zu Beginn unserer Zeit erschuf der Eine Gott das Land, auf dem die Menschen leben. Wälder und weite Wiesen entstanden in der Mitte der riesigen Insel, umringt von einer unendlich wirkenden Wüste aus Sand und Gestein, durch welche ein einziger Fluss hoch in die Berge und abwärts in das Ruhige Meer floss. Einige der Berge fingen an zu brennen, das Feuer schoss aus ihnen heraus in den Himmel und erleuchtete die Gesteinslandschaft. Der Eine sah, dass sein Land ohne diese Feuerberge dunkel und kalt wurde, und brach so den größten der brennenden Felsen aus der Erde. Er formte ihn zu einer riesigen Kugel und warf sie mit all seiner Kraft gen Himmel, wo diese eine Wolke traf und für alle Zeiten deren Platz einnehmen sollte. Sein einziger Sohn Balar sollte dafür sorgen, dass das Licht der Feuerkugel im ganzen Land zu sehen war, deshalb schickte ihn der Schöpfer in den Himmel, um den einstigen Berg zu bewegen und von dort aus über das göttliche Land zu wachen. Balar fühlte sich geehrt, diese wichtige Aufgabe erhalten zu haben, und begab sich sogleich auf seinen Weg. Seit diesem Tag bringt der Sohn des Einen Gottes all seine Kraft auf, um die Kugel vom Stürmischen Meer bis hinter das Schnelle Meer und wieder zurückzubringen, um alle Menschen mit Licht und Wärme zu versorgen.«

Lukrim blickte von seinem vergilbten Buch mit dem braunen Umschlag hoch und suchte vergeblich nach seinem Enkelsohn, der zu Anfang der Geschichte noch vor ihm saß, mit großen Augen und einem Strahlen, das nur von Kindern ausgehen konnte.

»Jakor, wo steckst du schon wieder? Du wolltest doch die Geschichte von Balar und dem Licht hören!«, rief Lukrim mit einem Lächeln im Gesicht.

Der alte Mann konnte sich schon denken, wo sich der Bursche verkrochen hatte. *Dem kleinen Racker werde ich einen gehörigen Schrecken einjagen!* »Wo kann der Junge nur sein? Hier ist er nicht, dann werde ich wohl mal in seinem Bett nachschauen.«

Die Stimme des Großvaters wurde immer leiser und Schritte entfernten sich vom Kamin. Gleich darauf lugte ein wuscheliger Kopf mit braunen Haaren unter einem kleinen Tisch neben dem Kaminsessel hervor, er schaute nach rechts und nach links, traute sich langsam, aber sicher immer weiter aus seinem Versteck heraus und flüsterte kaum hörbar: »Großvater? Großvater, wo gehst du hin? Großvater, ich habe Angst!«

Plötzlich tauchte vor den Augen von Jakor ein glühendes Kohlestück auf und er wurde von hinten gegriffen und in die Luft gezogen. »Balar kommt dich holen!«, donnerte Lukrim mit tiefer Stimme in die Ohren seines Enkels. Der Junge wusste nicht, wie ihm geschah, und fing an zu schreien und zu weinen wie ein Säugling nach der Geburt. Der Alte musste ihn auf den Schoß nehmen und beruhigen, damit Jakor überhaupt wieder sprechen konnte.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte er dann, noch immer mit bibbernder Stimme und laufender Nase.

Der ergraute Mann fuhr ihm durch die lockigen Haare und schaute ihn freundlich aber bestimmt an: »Mein Junge, du bist nun schon zehn Jahre alt, fast schon ein halber Mann, da darfst du keine Angst mehr vor Geschichten haben. Schon gar nicht vor Geschichten, die deine eigenen Vorfahren selbst geschrieben haben, um die Menschen von ihren Problemen abzulenken und damit Geld zu verdienen. Auch wenn niemand weiß, dass wir deren Nachkommen sind.«

Jakor trocknete seine Tränen mit dem Ärmel seines feinen Hemdes, er versuchte, für seinen Großvater stark und mutig zu wirken. »Ich verspreche dir, dass ich mich nicht mehr vor Geschichten fürchten werde, Großvater. Aber ...«, zögerte er.

»Aber was, mein Junge?«

»Ist die Geschichte denn nun wahr oder nicht? Und wenn sie wahr ist, kann nicht der Feuerberg am Himmel Feuer auf uns herunterfallen lassen?«

Lukrim überlegte kurz und schaute auf das große Buch, aus dem er seinem Enkel vorgelesen hatte. »Mein Urgroßvater hat dieses Buch geschrieben, weil er fest davon überzeugt

war, dass ihm der Eine Gott begegnet ist. Er hat es durch das ganze Königreich getragen und jedem davon erzählt, der es hören wollte. Er konnte die Mengen begeistern wie es nicht einmal Herrscher vermögen. Immer mehr Leute sind ihm auf seiner Reise durch das Königreich gefolgt, Händler und Reisende haben sein Buch in die anderen Regionen gebracht, sogar bis in die Berge im Norden und die des Ruhigen Meers. Ein Kult um den Einen ist entstanden, der alle anderen Religionen und Götter einfach in Vergessenheit geraten ließ. In unserem Reich und in den umliegenden Provinzen gibt es kaum noch Anhänger eines anderen Glaubens. Ob die Geschichte wahr ist oder nicht, kann ich dir nicht beantworten. Deine Großmutter glaubt daran, deine Eltern und Geschwister tun es, du kannst das auch tun, es ist deine Entscheidung. Aber eines kann ich dir versprechen, der sogenannte Feuerberg, unsere Sonne, wird kein Feuer auf uns regnen lassen, da kannst du dir sicher sein.«

Lukrim nahm den Jungen in den Arm und stellte ihn wieder auf den Boden. »Jetzt habe ich dir für den Moment genug erzählt, ich werde schon ganz müde. Lauf zu deiner Mutter in die Küche und hilf ihr beim Abendessen.«

»Ja, Großvater«, sagte Jakor, mit dem gleichen Strahlen im Gesicht wie schon vor der Geschichte. Er lief zur Tür, aber blieb kurz dahinter stehen und drehte sich zu dem alten Mann um. »Großvater, du hast gesagt alle in unserer Familie glauben an den Einen, aber du hast nicht gesagt, dass du an ihn glaubst. Tust du das auch?«

Lukrim zog nachdenklich an seinem Bart. »Du hast gut zugehört, Jakor, das hat dein Vater auch immer gemacht, als er in deinem Alter war.«

Der Junge freute sich darüber, mit seinem Vater verglichen zu werden.

»Ich selbst glaube nicht, dass es den Einen Gott ...«, fing er seine Antwort an, als es laut an der Eingangstür klopfte. Jemand schlug dagegen, dass das Holz nur so in seinen Angeln tanzte. *„Zum Glück, sonst hätte der Junge mich mit weiteren Fragen durchlöchert und wissen wollen, warum ich nicht an diesen*

*Gott glaube. Ich sollte mir etwas Gutes überlegen, damit er keine weiteren Fragen stellt, auf die er keine Antworten haben will'*, dachte Lukrim. »Jakor, würdest du so freundlich sein und nachsehen, wer an der Tür ist?«

Kaum hatte er den Satz zu Ende gesprochen, war der Junge schon losgelaufen. »Ja, Großvater!«, rief er noch, als er schon um die Ecke verschwunden war. *So ein lieber Junge, er ist mir der Liebste in diesem Haus.* Lukrim hörte erst einen fremden Mann reden, danach einen anderen Mann, dessen Stimme ihm so bekannt vorkam, er jedoch nicht mehr wusste, woher. Jakor sagte zu ihnen, dass sie ihm in das Arbeitszimmer folgen sollten.

»Großvater, da sind vier Männer der Stadtwache und ein Mann, der sich anhört wie ...«, erklärte der Junge, als er das Zimmer wieder betrat, dicht gefolgt von einem Mann in schwerer Rüstung und einem roten Umhang, einem Mann der Stadtwache.

Jakor hörte jedoch urplötzlich auf zu sprechen, er schaute völlig verwundert und drehte seinen Kopf langsam zu der Stadtwache um, nur um sich dann wieder zu drehen und seinen Großvater abwesend anzusehen. Sein Strahlen war aus dem Gesicht verschwunden, er hatte alles Kindliche verloren. Mit einem Ruck und einem unerträglichen Geräusch bohrte sich die Lanze des Mannes durch den Bauch des Kindes, dessen Hände wie gesteuert zur blutverschmierten Spitze gingen, ungläubig, dass diese gerade aus seinem Bauch gekommen sein sollte. Kaum hatten seine Hände das Metall erreicht, zog der Mann die Lanze wieder heraus und trat sein Opfer zu Boden. Wie aus einem zerbrochenen Glas lief das Blut aus der Wunde auf den Boden, den ganzen Weg bis zu Lukrims Fuß. Als die Lache diesen berührte, betrat ein zweiter Mann den Raum. Er trug keine Rüstung, sondern ein langes, schwarzes Gewand mit einer Kapuze, die sein Gesicht fast vollständig bedeckte, nur der Mund war zu sehen.

Das alles war so schnell gegangen, dass Lukrim nicht in der Lage war, irgendetwas zu unternehmen. Er konnte sich nicht bewegen, konnte nicht schreien, nichts wahrnehmen

außer dem Knistern des Kamins und seinen blutgetränkten Schuh. Die Stimme des zweiten Mannes ertönte erneut, der alte Mann vernahm nur das Geräusch, das die Worte machten, er konnte sie nicht verstehen, die Töne ergaben keinen Sinn, er kannte das Geräusch, hatte es vor Jahren oft gehört, danach nur noch selten, konnte es aber nicht zuordnen. Dann richtete er seinen Kopf langsam nach oben, schloss seine Augen schnell, als er die lockigen braunen Haare sah, die in einem Bach aus weinroter Flüssigkeit lagen, die er nicht erkennen wollte, da er ihre Bedeutung kannte. Er öffnete seine Augen erst wieder, als diese genau auf den Mund gerichtet waren. Die Lippen wurden klar, auch das, was sie formten. Alles andere war wie durch einen Schleier verdeckt, Lukrim konnte nur noch Schemen erkennen.

»Komm mit uns, Lukrim Rogodan, und mein ergebener Diener wird dem Jungen ein schnelles, schmerzloses Ende bereiten.«

Der Alte stand ohne zu zögern auf und ging an seinem Enkelsohn vorbei, seinen Blick weiter auf die Lippen gerichtet. »Bist du der, für den ich dich halte?«, fragte er, langsam und vollkommen gefühllos.

»Ja, der bin ich«, sagte der Mann und schob dabei seine Kapuze nach hinten, als Beweis seiner Identität.

Lukrim wusste, was das zu bedeuten hatte und auch, weshalb man ihn mitnahm und nicht tötete. Er wandte seinen Blick ab und schaute nur auf die Lippen, um seine Angst vor seinem Gegenüber zu verbergen. Der Mann versteckte sein Gesicht erneut hinter dem schwarzen Stoff und ging aus dem Raum, gefolgt von Lukrim. Die Wache ging auf ein Knie und nahm den Kopf des Kindes in die eine, die Schulter in die andere Hand und drehte in die entgegengesetzten Richtungen. Danach stand er auf und ging zu dem Kamin. Mit der Lanze stach er in ein großes Stück Holz und holte es so aus dem Feuer. Von dem Tisch, unter dem sich Jakor zuvor versteckt hatte, nahm der Mann der Stadtwache das Buch mit dem braunen Umschlag mit seiner freien Hand.

Von diesen Geschehnissen erfuhr Lukrim nicht mehr, auch vernahm er nicht die Schreie seiner restlichen Familie, als diese in ihrem Haus eingesperrt wurden und dieses angezündet wurde. Doch er wusste von ihnen. Er war auf dem Weg von seinem Haus in Richtung eines Wagens, vor ihm der Mann im schwarzen Gewand und hinter ihm eine andere Wache. Seine Gedanken waren bei Jakor und dessen Angst vor dem Feuerberg. *Ich danke dir, dass er nicht verbrannt ist, Sylphion.*

## Hauptstadt Jerobina

Die Sonne schien an diesem Tag besonders hell und lang in der Hauptstadt. Auf den Straßen sah man niemanden, der kein Tuch um den Kopf gebunden hatte, um sich vor der Hitze zu schützen. Die Heilstätten waren überfüllt und die Wasservorräte beinahe aufgebraucht.

Pensa lag unter einer steinernen Bank, unter der sie ausgestreckt genug Platz hatte. Sie hatte ihre Kleidung, die nur aus grauen Lumpen bestand, hochgezogen und verknotet, trotzdem war sie schweißgetränkt und von dem Schmutz der Straßen verreckt. Ihre Schuhe hatte sie schon vor Stunden für einen Schluck Wasser verkauft, da der öffentliche Brunnen geschlossen und von den roten Umhängen streng bewacht wurde. Eigentlich wollte sie sich nur kurz ausruhen und nicht mehr in der brennenden Sonne herumlaufen, da sie heute für ihre Geschwister betteln musste und bis jetzt erst fünf Bronzekronen ergattern konnte. Das hielt Pensa jedoch nicht davon ab weiterzumachen und für ihre Brüder zu sorgen. Jedes Mal, wenn jemand an ihrer Bank vorbeiging, fing sie an zu husten und zu würgen, sodass sich die Leute sorgenvoll zu ihr runter beugten um sie nach ihrem Befinden zu fragen. Während Pensa ihnen versicherte, dass sie nur zu viel Staub eingeatmet hatte und es ihr gleich sicher wieder bessergehen würde, stahl sich Anado, ihr Nachbar und bester Freund an die Opfer heran und zog ihnen die Geldbeutel aus den Taschen oder die Einkäufe aus den geflochtenen Körben, die in der Stadt jeder besaß. Er war darin so gut geübt, dass die Leute keinen Verdacht schöpften, da sie ihn weder hörten, noch sahen, alles geschah in einer kaum merklichen Bewegung, und so schnell er aufgetaucht war, verschwand er wieder.

Pensa hielt sich selbst für die bessere Taschendiebin, jedoch war sie der wirksamere Köder, da sie trotz ihrer ungepflegten, dunklen Haare und ihrer verschlissenen Lumpen eine wirklich schöne junge Frau war, für die die vorübergehenden Leute lieber anhielten als für einen zu kleingeratenen

Mann mit schütterem Haar und einer so großen Nase, wie sie im ganzen Reich nur wenige haben konnten. Das alles war dem Mädchen egal, Anado war immer nett zu ihr und gab ihr immer mehr von den gestohlenen Sachen, da er auch ihren Geschwistern helfen wollte, für die er wie ein Onkel war. Dass dieser Zwerg schon vierzig Winter gesehen hatte, konnten Unbekannte nie begreifen.

Heute hatte dieses ungleiche Paar wenig Glück mit der Ausbeute, nicht viele wollten sich länger als nötig in der brennendheißen Sonne aufhalten, sodass der Großteil der einkaufenden Bevölkerung an der grauen Bank und der kröchelnden Pensa vorbeieilte. Nach einiger Zeit setzte sich Anado auf den Schattenspende, die Beine angewinkelt, um sich irgend möglich vor den quälenden Strahlen zu schützen.

»Und, was haben wir?«, fragte Pensa mürrisch, sie hätte gern noch weitergemacht, da die kleinsten ihrer Brüder schon lange nicht mehr satt zu Bett gegangen waren und schon schwächer aussahen, die kleinen Zwillinge Den und Laka passten bereits zusammen nur noch in eines der Hemden ihres Vaters.

»Ich habe fünf Äpfel und drei Birnen ergattern können. Die Äpfel darfst du haben, ich lege darauf keinen Wert und ich weiß genau wie gern die Firo isst. Den Laib Brot hier teilen wir, jeder bekommt zwei Zwiebeln und die Bronzemünzen darfst du behalten, davon habe ich ganze zehn in einem Geldbeutel gefunden! Klingt das gerecht für dich? Pensa?«

Anado nahm die Beine von der Bank und beugte sich so weit vor, wie er konnte, um darunter schauen zu können, so wie er das Mädchen kannte, feilschte sie sofort nach seinem Angebot los.

Diese hatte sich währenddessen behände auf die Steinplatte geschwungen und stand hinter ihm, eigentlich, um ihn zu erschrecken und zu ärgern, als sie jedoch näher auf seinen Hals sah, erkannte sie etwas Ungewöhnliches. »Was ist das um deinen Hals? Das habe ich noch nie an dir gesehen!«

Noch bevor sich der Kleinwüchsige umdrehen konnte, schob das Mädchen ihren Zeigefinger unter die braune Kor-



del und zog sie mit einer Bewegung nach oben und von Anado weg nach vorn, um den Gegenstand am Ende der Kordel zu erhaschen. »Finger weg, das ist mein Eigentum!«, versuchte der Mann sie noch aufzuhalten, dafür war es aber zu spät, Pensa hatte wirklich flinke Finger.

Pensa ließ ihren Fang zu ihr zurückschnellen und fing einen samteneu Beutel auf, der einen Namen eingestickt hatte, den sie nicht kannte. »Vakor Stw«, las sie vor, »das bist weder du, noch könntest du dir jemals einen so teuren Beutel leisten! Wem hast du den abgenommen und warum wolltest du mir nicht davon erzählen?«

Anado versuchte vergeblich, ihr den Beutel wieder abzunehmen, doch die junge Frau wich seinem Griff geschmeidig aus, sie tanzte immer wieder von ihm weg, wenn sie ihn zu nah an sich rankommen ließ. »Lass das, Pensa, ich bitte dich!«, keuchte er außer Atem, sein Gesicht rot und das Kopftuch halb von diesem heruntergerutscht nach der Jagd. Er hatte aufgehört, sie zu verfolgen, sondern streckte seinen kurzen Arm aus und hielt die schmutzige Hand geöffnet.

Neugierig, wie sie war, öffnete sie den Beutel, zog die goldenen Stricke auseinander und ließ den Inhalt auf ihre Hand fallen. Sie traute ihren Augen nicht. Zwischen den vielen Silberlingen, die für ärmere Leute wie Pensa und Anado schon ein Vermögen bedeuteten, rollte auch eine goldene Königsmünze aus dem lilafarbenen Beutel.

»Im Namen des Einen! Wir sind reich! Wir sind reich!«, rief sie aufgeregt wie ein kleines Kind immer wieder, ohne auf ihren Komplizen zu achten, der versuchte sie zu beruhigen.

»Wirst du wohl leiser sein? Soll dich einer der roten Umhänge hören? Sie werden uns mit Sicherheit nicht glauben, dass wir den Beutel einfach so auf der Straße gefunden haben, geschweige denn, dass er uns gehört! Für so etwas kommen wir in die Kerker!«, redete der Mann beruhigend auf sie ein. »Genau deshalb wollte ich dir davon nicht hier erzählen, aber du konntest mal wieder nicht warten, was?«

Anado konnte ihr nicht lange böse sein, zu sehr hatte er sie liebgewonnen. Er kannte Pensa und ihre Familie schon lange Jahre, keiner von ihnen hatte ihn jemals anders behandelt, nur weil er so klein und hässlich war, ganz besonders Pensa nicht. Viele Jahre hatte er sie fast als Tochter gesehen, in dieser Zeit hatte sie sich jedoch zu einer jungen Frau entwickelt, der jeder Mann sofort verfiel, wenn er sie sah. Der Zwerg hatte so lange versucht, sich dagegen zu wehren, wie er nur konnte, war aber gescheitert, für ihn war sie nun auch dieses bezaubernde Wesen und nicht mehr das kleine Mädchen, welches ihm immer Essen gebracht hatte, wenn er wieder mal hungern musste.

»Pensa?«

Anado schaute sich fragend um, das Mädchen war wieder verschwunden. Er sah sie, wie sie gerade um die Ecke in Richtung ihrer Straße abbog, den Beutel mit dem kleinen Vermögen in die Luft werfend und ein Siegeslied singend. Der kleine Mann eilte ihr hinterher, gleichwohl um sie als auch um sich selbst besorgt, da zu dieser Zeit die Straßen leerer wurden und nicht mehr nur die gesetzestreuesten Bürger unterwegs waren, was die Zahl der Wachen erhöhte, von denen er keiner begegnen wollte. Er selbst bog um die Ecke in die kleine Seitengasse ein, in der es nur eine kleine Spelunke gab, wo sich die Arbeiter abends dem Alkohol und den Würfeln hingaben und Durchreisende ein Quartier aufschlugen.

An den meisten Tagen sah man hier keinen der Roten, doch dieser Tag war anders und Anado stockte der Atem, als er sah, dass drei Stadtwachen auf direktem Weg in Richtung Pensa schritten. Er beschleunigte seine eigenen Schritte, um vor ihnen bei ihr zu sein, diese schien die Gefahr immer noch nicht bemerkt zu haben, da sie nicht anhielt, sondern auf die Männer zuzuging, noch immer mit dem Beutel spielend. Als sie ihn erneut hochwarf, schnappte der Kleinwüchsige ihn ihr vor der Nase weg, nur um ihn direkt einzustecken, bevor sie auf die Wachen trafen.

»Was wird das, Zwerg, bestiehlst du etwa dieses Mädchen?«, rief einer der drei Männer, Arme wie Baumstämme

und im Vergleich zu Anado ein Riese. Dieser blickte seine Freundin für einen kurzen Moment an, seine Augen wirkten entschuldigend und traurig.

»Ich soll sie bestehlen? Hier liegt ein Missverständnis vor, Herr. Sie hat mich bestohlen!«

Pensa wollte ihren Ohren nicht trauen, doch dann ging alles sehr schnell. Der kleinwüchsige Mann ging in die Hocke, nahm eine Hand voll Sand auf, der auf den Nebenstraßen lag und warf ihn dem Wachmann in das Gesicht. Gleichzeitig lief er gebückt los und entwischte durch die Beine des viel größeren Mannes, bevor sich dieser überhaupt ins Gesicht fassen konnte. Die anderen beiden waren so perplex, dass sie nicht reagierten und sich nur langsam umdrehen. Der Riese fluchte, seine Augen brannten schmerzhaft.

»Worauf wartet ihr zwei Idioten, hinterher!«

Ihre Schwerter gezückt begaben sie sich auf die Verfolgung. Pensa stand mit offenem Mund immer noch vor der Wache mit dem roten Umhang, der auf ein Knie gesunken weiterhin versuchte, die brennenden Sandkörner aus den Augen zu bekommen.

»Wenn ich wieder sehen kann kümmere ich mich um dich, Weib, du bist doch seine Komplizin!«

Das Mädchen überlegte nicht lange und lief los, nicht in Richtung ihres Zuhauses, sondern dahin, woher sie gekommen war, raus aus der Gasse und weg von diesem Albtraum. Nach den ersten Metern hörte sie einen fürchterlichen Knall, der Schmerz setzte erst danach ein. Nach unten schauend bemerkte sie, dass sich das Ende einer Peitsche um ihren nackten Fuß gewickelt hatte, die Stacheln der Waffe bohrten sich durch ihr Fleisch und sie schrie auf, vor Schreck und vor Schmerz.

»Na, na, na, wo willst du denn hin?«

Der Wachmann hatte sich wieder aufgerichtet und zog nun an seiner Peitsche, um Pensa zu sich einzuholen wie ein Fischer seinen Fang. Die junge Frau wurde mit dem Gesicht im Dreck zurückgezogen, kleine Steine schnitten ihre Haut am ganzen Körper auf, mit jedem Ruck fraßen sich die klei-

nen Metallspitzen immer weiter in ihren Fuß. Als sie nah genug war, stoppte der Mann.

»Für den Fluchtversuch vor einem Mitglied der Stadtwache sollte ich dich eigentlich verprügeln, aber so ein schönes Gesicht will ich nicht verunstalten, davon hätte doch niemand etwas.«

Mit langsamen Schritten näherte er sich dem Mädchen und beugte sich über sie, in der Rechten die Peitsche fest im Griff. Ein brutales Lächeln breitete sich über sein Gesicht aus, die eisernen dunkelbraunen Augen rot vom Sand. »Da ich dich nicht mit Gewalt bestrafen will, werde ich das anders vornehmen müssen. Wollen wir doch mal sehen, wie du unter deinen Lumpen aussiehst. Ich wette, dein Körper passt zu deinem Gesicht.«

Er nahm den Griff seiner Peitsche und steckte ihn durch seinen Gürtel, um beide Hände freizuhaben, ohne zu riskieren, dass die junge Frau entkommen könnte. Wie in Zeitlupe sah Pensa die Hände des Roten auf sich zukommen, sie fühlte sich nicht ihrem Körper zugehörig, als ob sie neben dem Geschehen stehen und alles nur beobachten würde. Das Zerreißen ihrer Kleidung nahm sie nur gedämpft wahr, ihre Wunden spürte sie kaum, alles war so surreal.

Sie erinnerte sich an die Worte ihres Vaters, nachdem sie eines Abends wieder einmal sehr spät nach Hause gekommen war. Er sagte ihr damals, dass sie irgendeines Tages einmal einem Mann begegnen würde, der ihr wegen ihrer Schönheit schreckliche Dinge antun würde. Sie schüttelte damals den Kopf und lachte, sie sei viel schneller als jeder Mann, sie würde höchstens diesem wehtun. Wie sehr sie im Unrecht gewesen war. Ein plötzlicher Aufschrei riss sie aus ihren Gedanken und brachte sie zurück in die Wirklichkeit.

Die Schmerzen waren sofort wieder zu spüren, so wie der alkoholgetränkte Atem des Schänders auf ihrer Haut, ein Geruch, den sie nie als so fürchterlich in Erinnerung gehabt hatte. Sie fühlte seine Hände auf ihren Brüsten, doch sein Griff hatte sich verkrampft. Als sie es wagte, ihre Augen zu öffnen, sah sie, dass das Lächeln aus dem Gesicht des Mannes

verschwunden war, es wich einer schmerzverzerrten Fratze. Sie blickte an seinem Kopf vorbei und sah den Griff eines Messers aus dem Schulterblatt der Stadtwache ragend. Dieses Mal reagierte sie so schnell, wie sie konnte. Sie zog den Griff der Peitsche zwischen Gürtel und Hose hervor, trat mit ihrem unverletzten Fuß mit aller Kraft nach vorn, um sich aus der Klammer zu befreien. Der Wachmann fiel nach hinten, was das Messer nur noch tiefer in den Rücken stieß. Pensa stand auf, ihr Gewicht auf den rechten Fuß lagernd und begann weg zu humpeln.

An der Ecke zur Hauptstraße angekommen traute sie sich, einen Blick nach hinten zu werfen. Ein ihr unbekannter Mann, ähnlich gebaut wie der widerliche Umhang stand vor diesem, sein Gesicht von einer schwarzen Kapuze verdeckt. Still dankte sie ihrem Retter, hatte er sie doch vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie nicht bedeckt war. Pensa wollte keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, vor allem nicht von den anderen Roten, daher verknotete sie ihre Lumpen vorn, sodass ihre Brust nicht mehr zu sehen war. Danach begann sie den Lederriemen von ihrem Fuß loszuwickeln und die Stacheln vorsichtig herauszuziehen. Den Fuß umwickelte sie mit dem Tuch, was sie um den Kopf getragen hatte. Ein letztes Mal blickte sie zu den beiden Männern, die sich scheinbar nicht von der Stelle bewegt hatten. Der Messerwerfer begann gerade zu reden.

»Vakor, ich wusste schon immer, dass du ein Unmensch bist.«

Doch Pensa hörte dies bereits nicht mehr, sie war um die Ecke gebogen und begab sich auf anderem Weg in Richtung ihres Hauses. Sie hoffte, dass dieser sicherer sein würde. In Gedanken war sie bei ihrem Vater und ihren Geschwistern. Und bei Anado. Der gute Anado, der sie nur beschützen wollte. Ob er gefasst worden war? Das wusste nur der Eine. Sie betete für ihn.

Es war ein heißer Tag in Jerobina gewesen. Die brennende Sonne ging gerade unter, das zurückhaltende Markttreiben

im Stadtzentrum war deshalb beinahe vorüber, die letzten Stände wurden gerade von ihren Besitzern abgebaut, da auch die der Hitze trotzen Bewohner in der Abenddämmerung keine Besorgungen mehr erledigen wollten. Die Seitenstraßen der großen Stadt waren wie leergefegt, mit steigender Dunkelheit traute sich kaum eine Menschenseele in die unbeleuchteten Gassen, da die Angst vor Diebstählen oder den aggressiven Stadtwachen sehr groß war, schon viele hatten hier ihr Geld oder ihre Zähne verloren.

Das einzige Licht, welches den Weg zum Hintereingang der billigsten Absteige der Stadt ein wenig erhellte, kam aus dem Fenster des Schankraumes, aus dem schon leise Gesänge auf die Straße drangen, der Übernachtungsplatz war gleichzeitig auch ein sehr beliebter Ort für Trinker und leichte Frauen, die sich hier zu ihrem geringen Lohn noch die ein oder andere Münze dazuverdienen konnten.

Im Schatten des Müllberges des Gasthauses lag eine Gestalt, ohne genaueres Hinsehen hätte sie jeder für einen Betrunknen gehalten, der schon vor Mitternacht zu tief in sein Glas geschaut hatte und dort seinen Rausch ausschlafen wollte. Würde sich jemand für ihn interessieren, so hätte er festgestellt, dass der Körper zahlreiche Schnitte aufwies, die mit Sicherheit nicht von einer Kneipenschlägerei stammen konnten, in der Seite des Mannes steckte ein Pfeilschaft, die große Blutlache wurde von der Dunkelheit und seinem Schatten gefressen.

Plötzlich schlug der Mann jedoch die Augen auf und sah für Bruchteile einer Sekunde ein weißes Licht, das auf ihn zuschoss und in ihn fuhr. Er schloss seine Augen so schnell, wie er sie geöffnet hatte und bemerkte nicht mehr, wie sich sein Körper in die Luft erhob und auf einen Schatten am anderen Ende der Gasse zu schwebte.

Dieser Tag war für die meisten Bewohner von Jerobina wie jeder andere gewesen, jedoch nicht für diesen Mann. Sein Name war Endrael.

Der Ritt nach Jerobina war angenehmer gewesen als die meisten Reisen zuvor, da Endrael bis jetzt fast ausschließlich

den nördlichen Teil des Landes gesehen hatte, in welchem sogar der Sommer kälter war als der Winter im südlichen Gebiet. Daher kam es dem jungen Mann gelegen, endlich einmal etwas anderes als weißem Matsch zu sehen.

Etwas Gutes hatte sein Leben in der Kälte mit sich gebracht, denn Endrael war so weniger anfällig für Krankheiten, die in den anderen Teilen des Landes üblich waren, wo viele Bewohner schwächer waren. Die drückende Hitze, die je näher das Gespann der Hauptstadt kam, unerträglicher wurde, war jedoch eine völlig neue Erfahrung für den jungen Mann. Sein Lehrmeister aber kannte dieses Wetter aus seiner Vergangenheit und beschwerte sich nicht immer wieder darüber wie sein Schüler. Er meinte, sie wären nur lästig und nichts im Vergleich zu Schneefall, welcher das Land immerhin verschönerte und weniger trostlos zeigte. Viel schlimmer fand der Recke Regenschauer, die sie auf der langen Reise ebenfalls ertragen mussten. Der ältere Krieger hielt allgemein nicht sehr viel von Wasser, jeden See hatten sie gemieden und sogar Brücken wurden oftmals umritten, wenn es möglich war. Doch auch Gebirge wurden von ihm gehasst, am liebsten wollte er jede Reise nur durch die Lüfte fliegen und die Erde unter ihnen hinter sich lassen, wenn sein Schüler ihn dann fragte, wie das möglich sein sollte, antwortete sein Meister nie und wechselte das Thema oder verstummte ganz. Endrael dachte sich nichts dabei, war sein Lehrer doch schon immer eher schweigsam gewesen und verabscheute alles außer Schnee, Luft und dem Kampf.

Jedoch gab es da noch eine Sache, die dem Mann um die fünfzig Jahre, der sich schon seit der ersten Begegnung mit seinem Schüler nicht verändert und kaum älter wurde, wichtig war: Die Menschen. Auch wenn er es nicht zugeben wollte, in seinen Augen sah der junge Mann, wie sehr es seinem Meister missfiel, Leid und Ungerechtigkeit zu sehen. Er half jeder alten Frau bei ihren Einkäufen auf dem Markt und gab jedem Bettler Essen von seinen eigenen knappen Rationen. Endrael bewunderte diese Eigenschaft und versuchte sie zu übernehmen und es ihm gleich zu tun. Menschlichkeit war

auch die erste Lektion, die der junge Mann in seiner nun schon knapp zehnjährigen Ausbildung lernte. Es war immer ein Grundpfeiler gewesen, alles was er wusste, baute darauf auf. Oftmals fragte sich Endrael jedoch, wie ihn sein Meister vor all den langen Jahren gefunden hatte.

Er wuchs in einem Kloster auf, wo ihn vor fast zwanzig Jahren seine Mutter zur Welt brachte. Die Mönche hatten ihm häufig von den Umständen seiner Geburt erzählt. Seine Mutter kam eines verschneiten Wintertages in das Kloster außerhalb der Stadt Camajira, hochschwanger und vollkommen allein, nur in einen Wintermantel gehüllt und mit einem seltsam aussehenden Ring am Finger, dessen Zeichen die Gottesdiener nicht kannten. Sie fragte nach einem Raum, wo sie ihr Kind geschützt gebären konnte. Der Vorsteher des Klosters, Bruder Antar, der keine Sekunde zögerte, der geschwächten Frau zu helfen, führte sie in sein Zimmer, welches nur einen Tisch, einen klapprigen Stuhl und eine unbequeme Pritsche beinhaltete, und half ihr bei der Geburt, die keine Stunde mehr hätte aufgeschoben werden können. Als die Frau kurze Zeit später ihren Sohn in den Armen hielt, sagte sie nur: »Nennt ihn Endrael.«

Antar wollte noch fragen, warum sie ihn so nennen sollten und wie ihr Name lautete, da er dies wegen der dringenden Geburt zuvor vergessen hatte, aber die erschöpfte Mutter schlief sofort ein. Ihr Sohn, den der Mönch zuvor gewaschen hatte, hatte seine Augen noch immer geschlossen. Der Vorsteher wollte der kleinen Familie ihre wohlverdiente Ruhe gönnen und verließ leise den Raum und erzählte seinen Brüdern von dem Ereignis.

Stunden und einige Krüge ihres selbstgebrauten Bieres später wollte Antar nach Mutter und Kind sehen, bemerkte jedoch zuerst nicht, dass er zuvor selbst von außen abgeschlossen hatte, damit niemand die beiden wecken konnte. Ärgerlich über seinen Fehler, aber gleichzeitig auch durch den Alkohol angeheitert suchte er den Zimmerschlüssel und öffnete leise die schwere Holztür. Im hellen Vollmondschein, der den Innenhof des Klosters durch den hohen Schnee voll-



kommen weiß wirken ließ, sah er in seinen Schlafraum, wo er leises Weinen vernahm. Als er langsam weiter in das Zimmer eintrat, sah er nur den Säugling, von seiner Mutter fehlte jede Spur. Verwirrt und durch das Bier seinen Augen misstrauend entzündete Antar die auf dem Tisch stehende Kerze, um genug sehen zu können.

»Im Namen des ...«, entfuhr es ihm, seine Augen hatten ihn tatsächlich nicht getäuscht, nur Endrael lag auf der Pritsche, eingewickelt in Tücher und die dünne Bettdecke, völlig allein. Aber wie konnte dies sein? Der Priester war sich sicher, dass niemand anderes einen Schlüssel zu seinem Zimmer besaß, er war immerhin der Vorsteher, nur er konnte alle Räume der anderen Priester betreten. Wie also sonst konnte es die Frau geschafft haben, die Tür zu überwinden? Und vor allem wozu? Sie hatte gerade ihren Sohn entbunden, warum sollte sie also spurlos verschwinden und das Kind zurücklassen? Diese Fragen bereiteten Antar Kopfschmerzen, also nahm er Endrael auf den Arm und beruhigte ihn, so gut er konnte. Danach machte er sich auf zu der nicht weit entfernten Küche, in der viele der Bewohner noch am Feuer saßen und tranken, es war immerhin die kälteste Nacht des Jahres und der Ofen und das Bier hielten warm. Er schritt zur Tür, und gleich kam auch schon der Ruf.

»Da ist er ja wieder, unser Geburtshelfer! Antar, setz dich zu uns und erzähle erneut, wie die Frau ohne Kleider aussieht, diesen Anblick wird keiner von uns jemals wieder genießen können!«

Barturiok war aufgestanden, an diesem Abend einer der Betrunkesten, im besten Mannesalter, den Kopf ganz kahl rasiert und den kleinen Körper mit einem dafür umso größeren Bauch ausgestattet. Viele der Mönche lachten, andere waren schon über ihren Krügen eingeschlafen. Der Vorsteher hätte an anderen Tagen einen solchen Kommentar mit einem Monat Küchendienst bestrafen müssen, hatte aber andere Dinge im Kopf.

»Spar dir deine Witze Barturiok, die Frau ist verschwunden.«

»Wie, verschwunden. Schwupps, da war sie weg?«, rief ein anderer.

»Nein, ihr Saufköpfe, sie ist aus meinem Zimmer verschwunden, obwohl die Tür verriegelt war. Kann mir das jemand erklären, oder seid ihr alle zu betrunken, um klar denken zu können? Wir sind noch immer Diener des Einen Gottes, dem Gebieter der Erde, des Feuers, des Wassers und der Luft!«, rief Antar, aufgebracht und durch seine Brüder sowie die nächtliche Aufregung gänzlich nüchtern. Eingeschüchtert von seinem Aufseher wurde der betrunkene Mönch kleinlaut.

»Es tut mir leid Aufseher, ich verlor mich für einen Moment selbst und entschuldige mich bei dir und bei unserem Gott, dem Allmächtigen.«

Andere der Anwesenden taten es ihm gleich, sie sahen die Wut in Antars Augen.

»Es sei euch vergeben.«

Der Vorsteher hatte andere Sorgen als ein paar betrunkene Brüder, die unangemessene Sprüche von sich gaben. Aber auch nach stundenlangen Diskussionen, wie die unbekannte Frau das Zimmer verlassen haben konnte, und vielen waghalsigen Theorien später, die meist von Barturiok aufgestellt wurden, da er sich schuldig für seine Worte fühlte und Antar beweisen wollte, dass er ein ergebener Mönch war, gab es keine Antwort. Weiterhin waren die Umstände des Verschwindens der Mutter ungewiss und höchst seltsam. Derweil hatten sich die Mönche jedoch entschlossen, den Säugling Endrael in ihrem Kloster zu behalten und ihn dort aufzuziehen, nach den Lehren ihres Gottes, jedoch nicht zu einem Mönch auszubilden, da er diese Entscheidung später einmal selbst treffen sollte.

Die Jahre vergingen und Endrael wurde von Tag zu Tag kräftiger, dies lag gewiss auch an der harten Gartenarbeit, die er verrichten musste, jedoch war keiner der anderen Bewohner des Klosters durch Ackerbau so stark geworden. Die Mönche vermuteten, dass sein Vater ein starker Krieger gewesen sein musste. Sein dunkelblondes Haar schoren die

Brüder immer wieder kurz, wie es die meisten der Männer als Zeichen ihres Glaubens taten.

An einem Frühlingstag, der besonders fröhlich war, sah Endrael, mittlerweile zwölf Jahre alt, von weitem einen riesigen Mann den Weg zu dem Kloster reiten. Er selbst arbeitete gerade in seinem eigenen Gemüsegarten, den er selbst angelegt hatte und auf den er sehr stolz war. Der Unbekannte schaute kurz zu ihm hinüber, der Junge wunderte sich über die Erscheinung des Riesen, er trug seine braunen Haare kurz geschoren und hatte einen Vollbart, sein warmherziges Gesicht war gezeichnet von Narben. Endrael schätzte den Mann auf gute vierzig Jahre, dass er ein Krieger war, sah man an dem Langschwert an seiner Seite und dem seltsamen Bogen auf seinem Rücken. Er war gräulich-weiß und geschwungen, wie zwei Flügel, die aneinanderklebten und die Geschosse auf ihren Flug schickten. Für einen Augenblick dachte er, den Fremden lächeln zu sehen, als ob er sich freuen würde, ihn zu sehen. Aber Endrael dachte sich nichts dabei, viele Leute waren von seiner Statur beeindruckt, wenn sie den Jungen zum ersten Mal sahen, für einen so jungen Klosterschüler war er außerordentlich kräftig und athletisch. Er widmete sich wieder seinen Tomaten, und summt bei der Arbeit ein Lied zu Ehren des Gottes, welches ihm Antar beigebracht hatte, als er noch ein kleiner, schwächlicher Junge war. Der Vorsteher war immer sehr nett und großzügig gewesen, Endrael sah in ihm seinen besten Freund, nie jedoch so etwas wie einen Vater. Er wusste nicht, wie es sich anfühlte, Eltern zu haben, was ihn aber nie gestört hatte. Jeder der Mönche war für ihn ein guter Freund geworden, alle kamen aus verschiedenen Teilen der Welt, was für den Jungen viele Geschichten und viel Wissen über das Land brachte. Er hatte eine sorglose Kindheit, musste jedoch auch viel arbeiten und konnte kaum spielen, denn er kannte niemanden in seinem Alter und die Brüder hatten auch nicht immer Zeit oder Lust, mit ihm Verstecken zu spielen oder ihn durch den Innenhof zu jagen. Einzig und allein Antar hatte immer Zeit, wenn es um Schachspielen ging, denn er wollte der Waisen so logisches

Denken beibringen, welches ihn zusammen mit seinen körperlichen Vorzügen bestens auf alles vorbereitete, was in seinem Leben auf ihn zukommen könnte. Während er über sein bisheriges Leben nachdachte, sah er den Vorsteher im Eingang des Klosters stehen, er winkte ihm zu.

»Endrael, würdest du bitte in mein Arbeitszimmer kommen? Das Feld kann warten.«

Antar drehte sich um und ging durch die schwere Holztür zurück in das Kloster. Der Junge wunderte sich, warum er gerade jetzt hineinkommen sollte. Normalerweise war gerade Zeit für die Predigt vor dem Mittagessen, die Antar auch selbst hielt, deshalb war das Feld so leer. Das war auch der Grund, warum Endrael gerade jetzt arbeitete, er genoss die Ruhe und Ungestörtheit abseits des belebten Klosters und der trinkfreudigen Mönche. Er legte sein Werkzeug beiseite und begab sich auf den Weg zurück zum Eingang, kraulte dabei den alten Wachhund Kromo, der angebunden an einem Pfeiler im Schatten schlief, und öffnete nun ebenfalls die alte Eingangstür.

Das rechteckige Kloster mit dem Innenhof und den vielen Pfeilern, die die Gänge und Zimmer vom Hof trennten und das erste Geschoss stützten, war völlig ruhig. *Scheinbar sind doch alle bei der Predigt*, vermutete Endrael. *Wer sie wohl hält?* Der Weg führte ihn einmal durch das gesamte Kloster zum anderen Ende des Bauwerks, wo sich das Arbeitszimmer des obersten Bruders befand. Gerade als er eintraf, schritt der große Krieger aus diesem Zimmer und schüttelte Antar wie zum Abschied die Hand. Ohne ein Wort zu sagen, verschwand er in Richtung Scheune, wo sein Pferd sich wohl ausruhte und Wasser soff. Wieder aber bemerkte der Junge, dass ihn der Riese für einen kurzen Moment anlächelte.

»Mein Junge, tritt ein, wir haben etwas zu besprechen, was gut für dich und schlecht für uns ist.« Antar riss seinen Schützling aus seinen Gedanken.

»Natürlich, Vorsteher, was für eine Neuigkeit ist es denn? Und könnt Ihr mir verraten, wer dieser Krieger war und was er während der Predigt von Euch wollte?«

Der Mönch merkte ihm an, dass er neugierig war und schon vermutete, dass es bei dem Gespräch um ihn selbst ging. »Mein Junge, du warst schon immer sehr aufgeweckt und weiter als alle Kinder, die ich jemals gekannt habe.« Er lächelte und klopfte ihm auf die schon breiten Schultern, wurde dann jedoch ernst. »Dieser Mann, der gerade hier war und wie du schon festgestellt hast, ein Krieger ist, kannte deine Eltern.«

Endrael klappte der Mund auf. Er hätte niemals damit gerechnet, solch eine Nachricht zu erhalten. Auch wunderte er sich, dass ihn dies so mitnahm, da er nie wirklich über seine Eltern nachgedacht und sie auch nie vermisst hatte. *„Was man nicht kennt, vermisst man auch nicht“*, dachte der Junge. Jetzt aber hatte er die Möglichkeit, etwas von ihnen zu erfahren. »Erzählt mir, was Ihr wisst, Vorsteher. Ich bitte Euch.«

Das war das Einzige, was er nach, wie es ihm vorkam, Minuten des Schweigens hervorbringen konnte. Keine Freude, kein anderes Gefühl außer Neugierde war für ihn jetzt möglich.

Der ältere Mönch sah, was in dem Jungen vorging und begann ohne Umschweife zu berichten. »Dieser Mann, sein Name lautet Calansir, erzählte mir folgendes: Er habe den Auftrag, dich mitzunehmen und zu einem Krieger auszubilden. Ein Kämpfer im Namen der Menschen. Dieser Auftrag stammt von deinem Vater, der zu Lebzeiten ein guter Freund und Mitstreiter Calansirs gewesen sein soll. Außerdem zeigte er mir dieses Zeichen.«

Antar hielt dem völlig gebanntem Endrael ein Pergament hin, mit einem großen Zeichen in der Mitte, was den Jungen an den Bogen des Kriegers erinnerte, geschwungen und wie zwei Flügel mit etlichen Verzierungen und Schriftzeichen, die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte. »Dies ist das gleiche Wappen, was ich vor vielen Jahren schon einmal gesehen habe. Auf einem Ring deiner Mutter.«

Der Waise verstand die Welt nicht mehr. »Was hat das alles zu bedeuten Antar? Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.«

Der Vorsteher achtete nicht darauf, dass der Junge die Anstandsformalitäten nicht mehr beachtete, sondern legte ihm wieder die Hand auf die Schulter. »Dies bedeutet, dass jemand auf dich wartet, der deine Familie kennt, jemand, der dich ausbilden kann und dir die Welt außerhalb von Camajira zeigen wird. Ich würde dich wirklich gerne hier behalten, aber ich kenne dich, und ich weiß, wie neugierig du bist. Du würdest es dir zwar nicht anmerken lassen, aber du wärst sehr unglücklich, müsstest du nach dieser Neuigkeit weiterhin hier wohnen. Außerdem bin ich nicht dein Vater oder Vormund, ich kann dir nicht befehlen, was du tun musst. Ich kann dir nur sagen, dass jeder in diesem Kloster dich vermischen wird, solltest du uns nun verlassen. Und ich ganz besonders.«

Antar formte mit den Händen ein Viereck, was die vier Elemente und ihre Einheit durch den Einen verdeutlichen sollte. Endrael konnte nicht anders, als den Vorsteher zu umarmen, dieser schien sichtlich überrascht, drückte ihn seinerseits aber auch und musste sich eine Träne verkneifen.

»Ich danke Euch für alles, was Ihr mir gegeben habt und was Ihr mir beigebracht habt, Vorsteher. Nicht jeder hätte mich damals bei sich aufgenommen und so gut behandelt wie dieses Kloster und seine Priester. Ihr habt genau das gesagt, was ich gedacht habe: Ich würde auch gern hierbleiben, aber auf einmal muss ich einfach wissen, wer meine Eltern waren und wer dieser Krieger ist. Wenn ich darüber nachdenke, kommt mir sein Gesicht bekannt vor, aber bestimmt nur, weil ich so aufgeregt bin, etwas über meine Herkunft zu erfahren und das Land zu sehen.«

Er kam gar nicht mehr aus dem Reden heraus. Antar lächelte ihn die ganze Zeit an, hörte aber kaum richtig zu. Seine Gedanken schweiften ab, der Vorsteher wurde nachdenklich. *Also hat Endrael den Krieger schon einmal gesehen. Hoffentlich*

*vergisst er das und erinnert sich nicht, wo und wann. Er braucht es nicht zu erfahren. Noch nicht.*

Kurze Zeit später war Endraels Reisesack gepackt und er begab sich zu der Scheune, wo Calansir auf ihn wartete. Bei den vielen anderen Brüdern des Klosters wollte sich der nun angehende Krieger nicht verabschieden, zu traurig wäre er geworden, wenn er alle seine Freunde kurz vor der Abreise nochmals gesehen hätte. Er würde alles und jeden vermissen, jedoch nicht zu sehr, da er sich nie ganz wie Zuhause gefühlt hatte. Er hatte immer gewusst, dass sein Platz nicht dort war.

Voller Aufregung stand er nun vor dem Durchgang zur Scheune, es war ihm unmöglich, sich weiter zu bewegen. Er wusste nicht, was er erwarten sollte, was er sagen sollte, was er machen sollte. Ganz unvermittelt trat der hünenhafte Krieger in den Durchgang.

»Guten Tag, Endrael, ich habe bereits auf dich gewartet. Falls du es noch nicht weißt, mein Name ist Calansir.«

Freundlich, aber bestimmt kam er auf den im Vergleich winzigen Jungen zu und reichte ihm die Hand. Vorsichtig nahm dieser sie und schüttelte sie. Allein sein Händedruck bereitete dem Klosterjungen Schmerzen.

»Wie kräftig Ihr seid, und wie riesig, Ihr müsst der beste Krieger sein, den unser Land hat« Er kam sich nach dieser Begrüßung dumm vor. »Meister. Verzeiht mir meine Aussage. Es steht mir nicht zu.«

Endrael verbeugte sich tief. Der Krieger schaute ihn genau an, fing danach lauthals an zu lachen. Verwundert blickte der Junge ihn an, als er aufgehört hatte zu lachen, erklärte er sich.

»Mein Junge, du bist nicht mehr ein Klosterschüler, oder was immer du hier gemacht hast. Von nun an bist du mein Schüler, dein ernstes Getue kannst du dir für das Schlachtfeld aufheben. Ich habe die Formalitäten immer gehasst. Bei mir kannst du so sein, wie du bist.«

Erleichtert atmete der Schüler auf. »Und ich dachte schon, Ihr wärt ein strenger Lehrer. Eure Gesichtszüge sind zwar freundlich, aber Ihr seht sehr gefährlich aus und schaut

finster. Das ist mir schon draußen vor dem Kloster aufgefallen, als ich Euch von meinem kleinen Garten aus gesehen habe. Ihr seid aber nicht finster, oder? Und wohin reiten wir? Was werde ich lernen? Woher kennt ihr meine Eltern? Und wie ...«, sprudelte es förmlich aus Endrael heraus.

»Halt, halt, ganz langsam, eins nach dem anderen.« Der Krieger musste erneut lachen. »Du bist mir ja ein kleiner neugieriger Zwerg. Kaum musst du dich nicht mehr an die Regeln deiner Mönchfreunde halten, bist du nur am Quasseln. So nicht!« Er schüttelte gespielt enttäuscht seinen Kopf.

Der Junge wurde knallrot. »Verzeiht, Meister. Ich bin einfach neugierig. Das ist auch der Grund, warum ich so einfach mit Euch komme. Wenn ich etwas will, muss ich es einfach machen, das war schon immer so.«

»Da habe ich ja Glück gehabt, sonst hätte ich dich ja aus dem Gotteshaus schleifen müssen.« Calansir musste weiter grinsen. »Du erinnerst mich sehr an deinen Vater. Er war früher genauso wie du.«

»Woher kanntet Ihr ihn, Meister?«

Die Spannung war schon fast greifbar, er musste alles erfahren. Der riesige Krieger verlor sein Grinsen und wurde merklich nachdenklich.

»Setzen wir uns doch«, meinte er und schritt zu zwei Kisten in der Scheune, auf denen die beiden Platz nahmen. »Dein Vater und ich, wir wuchsen beide in Camajira auf, also gar nicht weit von hier. Wir waren Freunde seit unserer Geburt, da unsere Mütter sich kannten und er bei uns wohnte, da sein Vater vor seiner Geburt verschwunden war und ihn und seine Mutter im Stich gelassen hat. Wir beide waren schon ziemliche Raufbolde, aber unzertrennlich.«

Der Krieger musste wieder lächeln, und es war das gleiche Lächeln, was Endrael schon bei ihm gesehen hatte, als er ihm in die Augen gesehen hatte. »Als wir beide alt genug waren, traten wir der königlichen Armee bei. Du musst wissen, dass wir seit wir ungefähr in deinem Alter waren, dafür geübt und gearbeitet haben. Fechten mit Holzschwertern, Gewichte heben, Ausdauerläufe, alles, was einen ausgebilde-



ten Soldaten auszeichnet. Denn, wie du sicher weißt, kommt der König ebenfalls aus Camajira, und er war unser Freund. Mein Vater arbeitete als Diener im Palast des damaligen Prinzen, der dort aufgezogen und vorbereitet wurde, eines Tages nach Jerobina zu ziehen und König zu werden.«

Calansir machte immer wieder Pausen, es musste schwer für ihn sein, sich an die vergangenen Tage zu erinnern, ohne traurig zu werden. »Wir versprachen dem heutigen König damals, seine Soldaten zu werden, damit er später nicht alleine sein würde, wenn er sein Amt antreten müsste. Wir waren stets die Jahrgangsbesten, und unser Ruf eilte uns immer voraus, sodass wir die jüngsten Offiziere wurden, die das Land jemals hatte. Wir befehligten die beiden Kasernen Jerobinas, bevor der Prinz König wurde. Und dort, in Jerobina, traf dein Vater deine Mutter.«

Endrael traf es wie ein Blitz, er fühlte sich komisch in der Magengegend, als der Mann von seinen Eltern gemeinsam sprach. Der Hüne bemerkte dies und legte seinen Arm auf dessen Schultern. »Glaub mir, dein Vater musste sich stets um deine Mutter bemühen, sie hat es ihm nicht leicht gemacht, sie zu erobern. Sie arbeitete als Pflegerin bei einem Heiler in der Stadt. Was glaubst du wie oft dein Vater sich in unnötige Straßenkämpfe geworfen hat, nur um sie wiederzusehen? Er verbrachte dort mehr Zeit als in seiner Kaserne. Und irgendwann, nachdem er schon fast ein Jahr um sie gekämpft hatte, sagte sie Ja. Nun waren wir drei beste Freunde, und da es damals keine Kriege gab, verbrachten deine Eltern viel Zeit miteinander.«

Dann plötzlich brach Calansir ab und schaute von dem Jungen weg. »Wir sollten aufbrechen, du hast viel zu lernen und alte Geschichten haben noch keinem Soldaten geholfen, Kämpfe zu gewinnen.«

»Aber, ...«, wollte sein neuer Schüler einwerfen, da er mit dem Ende der Geschichte nicht zufrieden war, gerade wo sein Interesse an der Geschichte geweckt worden war.

»Kein aber, alles zu seiner Zeit, und die ist noch nicht gekommen.«

Der Soldat wirkte noch immer freundlich, jedoch hörte man an seiner Stimme, dass die Erzählungen wirklich vorerst beendet waren und er sich nicht erweichen lassen würde. Calansir trat an sein Pferd, um es für den Ritt vorzubereiten und bedeutete dem Jungen, das Gleiche bei seinem zu machen.

Endrael, vertieft in seine Gedanken über das eben Gehörte, befestigte seinen Reisesack an dem Sattel und führte den jungen Hengst, den er selbst trainiert hatte und auf den Namen Heno hörte, aus dem Stall. *„Warum will er mir nicht erzählen, was passiert ist? Er muss wissen, warum meine Mutter mich nicht selbst aufziehen wollte. Und wenn sie es nicht konnte? Wenn sie in Gefahr gewesen ist und mich beschützen wollte? Aber er wird es mir noch erzählen ...“*, überlegte der Junge.

»Endrael? Bist du bereit?«

Er hörte seinen Lehrmeister, der bemerkt hatte, dass er in seine Gedanken vertieft war. Jedoch unternahm Calansir nichts dagegen, dass sich der Junge aus dem Kloster weiterhin damit beschäftigte.

»Ja, Meister, wir können los.«

So ritten die beiden davon, als sie an dem Kloster vorbeikamen, winkte der Junge den Mönchen auf den Feldern zum Abschied. Antar stand in der massiven Holztür des Klosters und hob seine Hand, eine Träne rollte sein Gesicht herunter. Der Waisenjunge würde vermisst werden, das wusste er, und er würde eines Tages zurückkehren, um nach den Brüdern zu sehen und um sich zu vergewissern, dass sie sein Stück Feld weiterhin gut bestellten. Erst als die einzelnen Menschen nicht mehr zu erkennen waren und nur noch das Kloster zu sehen war, hörte Endrael auf zu winken und drehte sich um, den Blick auf die Straße vor ihm gerichtet und die Gedanken auf seine kommende Ausbildung fixiert.